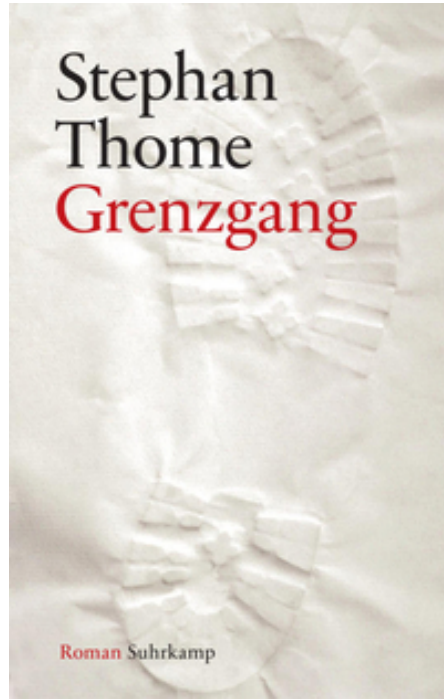


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Thome, Stephan
Grenzgang

Roman. Geschenkausgabe

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4704
978-3-518-46704-6

suhrkamp
pocket

Alle sieben Jahre steht Bergenstadt kopf: Man feiert »Grenzgang«, das traditionelle dreitägige Volksfest, und dabei werden nicht nur die Gemeindegrenzen abgeschritten. Auch abends im Festzelt wird ausprobiert, wie weit man gehen kann. Alle sind dabei, nur zwei stehen am Rand: Thomas Weidmann und Kerstin Werner. Er ist nach gescheiterter Uni-Karriere als Lehrer ans Gymnasium Bergenstadt zurückgekehrt. Sie versorgt nach gescheiterter Ehe ihre demenzkranke Mutter und hat Ärger mit ihrem pubertierenden Sohn. Vor sieben Jahren – beim letzten »Grenzgang« – sind sich die beiden schon einmal begegnet, und damals ist etwas passiert, woran sie sich auch noch bei diesem Fest nur mit gemischten Gefühlen erinnern.

Stephan Thome wurde 1972 in Biedenkopf (Hessen) geboren. Er studierte Philosophie und Sinologie und arbeitete zehn Jahre in Ostasien. Für seine Romane wurde er mehrfach ausgezeichnet, *Grenzgang* und *Fliehkräfte* standen auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises.

Stephan Thome
Grenzgang

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2016

suhrkamp taschenbuch 4704

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: Kösel, Altusried

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
nach Entwürfen von Hermann Michels und Regina Göllner

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46704-6

Grenzgang

Für Dorothee Schmidt und Martin Brendebach,
die von Anfang an mitmarschiert sind.

Erster Teil

Der Stein ...

Trotz allem, denkt sie: Der Garten ist ein Traum. Von Osten her brechen Sonnenstrahlen durch die Ligusterhecke, legen sich waagrecht über aufblühende Beete und nehmen die Stämme von Birken und Kastanien in Besitz. Eine Stille aus Vogelgezwitscher und Insektengesumm füllt die schattenkühle Luft des beginnenden Tages und lässt alle anderen Geräusche verblassen: Verkehr auf der Hauptstraße und Schülergeschrei unten im Ort. Ein Netz aus weißem Tau bedeckt die Wiese, löst sich langsam auf, wo Sonnentupfer durch das Blattwerk fallen, und beteiligt sich am Wechselspiel von Licht und Schatten. Schmetterlinge umgarnen den Flieder in seinem blauen Tongefäß.

Im Morgenmantel steht Kerstin auf der Terrasse und drückt sich die Zeigefingerspitzen gegen die Schläfen. Ein Auto kommt vom Maibaumplatz den Rehsteig herab, passiert das Haus und biegt links ab, talwärts und fast ohne Gas, wie in nachbarschaftlicher Sorge um die morgendliche Ruhe. Dann kehren Stille und Vogelgezwitscher zurück, als wären sie zwischen Hecken und Bäumen in Deckung gegangen.

Hinter ihr im Haus rauscht die Wasserleitung.

Nach dem Frühstück und der ersten Tasse Kaffee fühlt sie sich beinahe gut, beinahe dem Tag gewachsen, obwohl sie wieder schlecht geschlafen hat und erst die Gartenarbeit am Nachmittag diesen Anflug von Kopfschmerzen vertreiben wird: ein Druckgefühl dicht unter der Schädeldecke. Ohne Zypiklon entlässt ihr Schlaf sie schon um vier Uhr morgens in die fahle Dämmerung eines weiteren Tages, aber jetzt ist es neun, und Kerstin macht einen Schritt nach vorne, spürt die Wärme der Sonne angenehm an den nackten Fesseln. Jedes Jahr im Frühling gibt es einen Tag, an dem sie das Gefühl hat, der nächste Sommer ziehe wie ein großes Versprechen herauf, reite ihr von den grünlänzenden Bergrücken am Horizont entgegen, und obwohl sie es besser weiß, lässt sie sich verzaubern von seinem Anblick und ist machtlos gegen den Glauben, dass in diesem Sommer alles besser werden wird.

– Und warum nicht?, würde Anita sagen. Jedenfalls besser als Selbstmitleid.

– Stattdessen Selbstbetrug.

– Du müsstest nur auf mich hören und endlich wegziehen aus diesem Kaff.

Kerstin lässt die Hände sinken und schüttelt den Kopf. Vielleicht ist es die schiere Länge des Hinterländler Winters, die sie gegenüber dem Sommer so leicht-

gläubig macht. Dieses Jahr hat bis in den März hinein Schnee gelegen, und in ihrem Rücken zieht sich immer noch ein feuchter Streifen entlang des Winkels von Terrassenboden und Hauswand und verbreitet den Geruch alter Zeitungen. Und übrigens kann sie nicht wegziehen. Erstens weil sie nicht weiß wohin, zweitens wegen Daniel, drittens wegen ihrer Mutter, und viertens ...

Sie lässt den Blick durch den Garten schweifen und bleibt an der großen Hecke hängen. Meinrichs haben ihre Seite trimmen lassen vor einer Woche und nicht versäumt, ›der Frau Nachbarin‹ anzubieten, die fröhlichen Helfer aus der Behindertenwerkstätte auch auf die andere Seite zu schicken. Der ›Frau Nachbarin‹ – so als wären sie sich nach fast sieben Jahren des Namens noch immer nicht sicher, als gäbe es zum Beispiel kein Schild neben der Tür, an die Frau Meinrich eigens gekommen ist, um das Angebot zu überbringen. Mit diesem vorwurfsvollen Gesichtsausdruck, den Kerstin erst noch lernen muss als eine bestimmte, dem Alter eigene Form der Fürsorglichkeit zu verstehen. (Viertens schließlich: Was geht das Anita an?) Dankend hat sie abgelehnt und auf ihren Sohn verwiesen, der mit seinen sechzehn Jahren wohl in der Lage sei, eine Hecke zu stutzen. Sie Glückliche! Frau Meinrich – mürrisch, dauergewellt und zu aufdringlich parfümiert – hat sich auf ihren Stock gestützt

und nicht näher erläutert, worin sie das Glück ihrer Nachbarin sieht. Dass seine steile politische Karriere Meinrich Junior bis ins ferne Wiesbaden verschlagen hat, geht kaum als Unglück durch, und deshalb weiß Kerstin auch im Rückblick nicht zu entscheiden, wie viel Aufrichtigkeit in Frau Meinrichs Bemerkung gelegen hat und was gegebenenfalls das andere gewesen sein mochte.

Durch die Hecke hindurch sieht sie eine schemenhafte Bewegung im Garten ihrer Nachbarn. Erst neu-lich wieder war ein Bild im *Bergenstädter Boten*, auf dem Klaus Meinrich die Aktentasche des hessischen Ministerpräsidenten vor sich her trug, mit messdienerhaftem Ernst in der Miene, während der Ministerpräsident selbst nebenher schritt und sein übliches routiniertes Gesicht machte. Immer noch trägt der Junior den Bürstenhaarschnitt des Vaters, und soweit ein Schwarzweißbild darüber Aufschluss gibt, scheinen sich auch die Blutdruckwerte einander anzunähern. Tipptopp ist eins der Lieblingswörter des Alten, egal ob es um Frisuren, Hecken oder Politiker geht, und Daniel kann ihn imitieren, wie er dabei eine Miene macht, als zitiere er griechische Klassiker im Original. Wie schon Platon wusste: Hauptsache tipptopp.

Im Innern des Hauses wird die Badezimmertür geöffnet. Der Gedanke an Daniel, den sie gerade hat

festhalten wollen, entgleitet ihr wieder. Das Quietschen orthopädischer Schuhe setzt einen Moment aus und dann wieder ein, und Kerstin fühlt ihre Rückenmuskeln steif werden, als hätte sie eine falsche Bewegung gemacht. Langsam durchquert ihre Mutter die Diele. Den Stock hat sie sich unter den Arm geklemmt, sodass die Spitze beim Gehen gegen die Wand tippt, denn in den Händen trägt Liese Werner ihren Zahnputzbecher, der gegen alles Zureden seinen festen Platz auf dem Nachttisch neben dem Bett hat. Sonst stehlen ihn ›die Männer‹. Auf dem Esstisch steht das Frühstücksgeschirr, und Kerstin sieht im Geist die Stockspitze eine weitere Kaffeekanne über die Kante schubsen, während ihr Körper sich weiter versteift, je länger das Geräusch zerspringenden Glases ausbleibt. Dann verstummt das Quietschen der Schuhe, Kühle fließt von der Terrasse ab, und in Kerstins Rücken stößt ein Blick, nein, stößt nicht – stupst, berührt sie mit der sanften, kindergleichen Hilflosigkeit des Alters. Eigentlich, fällt ihr auf, hat die Hecke noch kaum ausgeschlagen; sie wird also Schwierigkeiten bekommen, ihrem scharfsinnigen Sohn zu erklären, warum sie trotzdem geschnitten werden muss.

»Muss ich denn dann meine Medizin noch nehmen?«

Vogelgezwitscher füllt ihren Garten. Blätter hängen

reglos in der Morgenluft. Herzlichen Glückwunsch, Kerstin, denkt sie. Dann schließt sie die Augen.

»Hast du schon, Mutter. Gleich nach dem Frühstück.«

»So?«

»Ja.«

»Da waren doch wieder welche im Haus heute Nacht.«

»Nein, niemand.«

»In der Küche. Ich hab sie gehört, ja.«

In der Küche hab ich *dich* gehört, denkt Kerstin. Um halb zwei. Unerwartet schwer scheint die Sonne auf ihre Lider und verursacht einen Eindruck von formlosem Rot, das weder nah noch fern, noch sonst wie bestimmt ist, nur eine Farbe, die vor ihrem Auge schwimmt und sich warm anfühlt. Angenehm warm.

»Zwölf Grad waren's am Morgen.« Mehrmals am Tag kontrolliert ihre Mutter das Thermometer auf der Fensterbank, und Dr. Petermann sagt, dass Demenzkranke häufig dieses auffällige Interesse am Wetter entwickeln. Für die Männer allerdings hat auch er keine Erklärung, außer der, die alles erklärt: das Alter.

»Ganze zwölf Grad«, wiederholt ihre Mutter. »Das wird noch was geben, ja.«

»Jetzt sind es mehr.«

»Bitte?«

»Jetzt ist es wärmer.«

»Wird bald wieder, ja«, sagt ihre Mutter nach einer Pause, in der Kerstin ihrer eigenen Stimme nachgehört hat, der Anstrengung des lauten Sprechens in einzelnen Silben. Sie bekommt davon Falten um die Augen und Schmerzen hinter den Schläfen und bringt es sowieso nicht länger über sich, mit geschlossenen Augen den Hang hinabzusprechen. Langsam wendet sie den Kopf.

Im blauen Alltagskittel steht Liese Werner in der offenen Tür, den Stock unter der Achsel und den Unterarm schräg abgewinkelt, mit einer Hand am Türrahmen. Die andere Hand hält den Becher. Letztes Jahr um diese Zeit hat sie noch bei Hans gewohnt und am fünfzehnten in Bergenstadt angerufen, aber an diesem Morgen deutet nichts auf ein Wissen um den Geburtstag ihrer Tochter, und Kerstin hat es beim Frühstück unterlassen, sie daran zu erinnern.

»Du hast noch Wasser im Becher, pass auf«, sagt sie, bedacht auf ihren Tonfall.

»Bitte?«

»Du tropfst. Da!«

Etwas Pinguinartiges liegt in der Kopfbewegung, mit der ihre Mutter an sich herabsieht.

»Trocknet schon wieder«, sagt Kerstin. Der kurze Moment aus Sonne und Stille verflüchtigt sich, und sie hascht nach ihm wie nach einem vom Wind fort-

gewehten Hut. »Ist das nicht herrlich, das Wetter? Der erste richtige Sommermorgen und ... nein, lass es einfach von selbst trocknen. Mutter!« Sie macht einen Schritt nach vorne, während ihre Mutter sich bückt, um den nassen Fleck auf dem Boden zu beseitigen, der unterdessen größer wird, weil Kerstin den Arm mit einem Ruck ergreift, wie immer erschrocken über die Weichheit des Fleisches, das sie unter ihrem Griff und dem Stoff des Kittels fühlt.

»Lass einfach«, sagt sie noch einmal und spürt ihr eigenes Lächeln auf dem Gesicht wie ein Spannen zu trockener Haut. »Du könntest ein paar Schritte im Garten ... oder auf der Terrasse, du könntest dich ein bisschen bewegen in der Sonne.«

»Der Doktor kommt heute Nachmittag, ja, und es ist noch nichts fertig.«

»Mutter, es ist Montag.«

»Hoffentlich verschreibt er mir was gegen mein schlimmes Bein. Und die Kopfschmerzen.«

»Doktor Petermann kommt mittwochs, jeden ersten Mittwoch im Monat, und er war erst vorletzte Woche da. Heute kommt er nicht.«

»Nicht?«

»Nein.«

»Wir könnten Hans fragen.«

»Ist es wieder schlimm mit dem Bein?« Wie ein Loch im Boden hat sie die Frage vor sich gesehen

und einen Schritt zur Seite machen und sagen wollen: Dein Bein braucht Bewegung, das ist alles. Die Kopfschmerzen, über die ihre Mutter neuerdings klagt, scheinen einer Art Rotationssystem anzugehören, in dem sich die schmerzenden Körperpartien abwechseln: Knie, Hüfte, Schulter, Kopf und wieder von vorne. Nur das Bein tut angeblich immer weh.

»Viel Schmerzen.«

»Vielleicht braucht dein Bein einfach ...«

»Wir könnten Hans fragen.«

»Am Telefon kann er dir nichts verschreiben. Außerdem ist jetzt Doktor Petermann dein Arzt.«

»Der kommt ja nicht.«

»Er war hier. Hast du ihn nicht gebeten, dir was zu verschreiben?«

»Er hat meinen Blutdruck gemessen, ja.«

»Ob du ihn nicht gefragt hast ...?« Kerstin blickt in die wässrige Trübnis hinter dicken Brillengläsern, auf diesen Schleier aus Unverständnis, und sie wünscht, Hans könnte das einmal sehen, statt immer nur am Telefon zu befinden, seine Mutter höre sich großartig an. Kerngesund. Hans, der ihr beim Umzug dieses Lachen der Zuversicht ins Gesicht geschmissen und zum Abschied gesagt hat, so sei es das Beste für alle.

»Nicht?«, wiederholt sie.

Ihre Mutter steht nickend vor ihr, als würde sie im Geiste die nächsten Schritte proben, das Lösen der

Hand vom Türrahmen, die halbe Körperdrehung, das Ergreifen der Türklinke.

»Dann will ich mal mein Bett machen«, verkündet sie schließlich. »Falls der Pfarrer kommt, ja.«

Kerstin sieht ihr nach, wie sie in ihrem Zimmer verschwindet, hinter einer Tür, die gezeichnet ist von den weißlichen Rückständen der vielen Aufkleber, die Daniel dort platziert hatte, als es noch sein Zimmer war. Der Raum besitzt ein großes Fenster zum Garten und Zugang zum Balkon, mit Blick über das Bergenstädter Tal und zum Himmel darüber, den Daniel jeden Abend durch sein Teleskop betrachtet hat. Von den beiden Kammern im Keller sieht er nur die Einfahrt und Meinrichs Hecke und bekommt mit, wenn nachts der Schemen des Alten im Milchglasfenster des Badezimmers steht: gestikulierend, schimpfend, seine Prostata verfluchend, aber der Himmel ist nichts als ein kleines Stück Nordosten zwischen Dachrinne und Hecke. Daniel hat es ihr gezeigt und die Schultern gezuckt: Darf ich vorstellen: Mein Anteil vom Besten für alle.

›Das Beste für alle‹ ist ein geflügeltes Wort geworden am Rehsteig 52.

Sie geht ins Bad.

Draußen fahren Autos vorbei, Kerstin duscht und bindet sich die Haare zum Pferdeschwanz, kippt das Fenster und putzt sich die Zähne, während Dunst-